

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 7

Sonntag, den 14. Februar

1915

Frühlingsfürme.

Roman von R. Sorowik.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

S. v. d. S., den 22. Juli 19 . .

Kaum acht Tage, seit Du von mir gehört, mein liebes Gewissen, und schon komme ich wieder mit einem Sach voll von Neuigkeiten. Du bist selbst schuld daran; wenn ich Dich mit meinen häufigen Briefen langweile; forderst Du mich doch auf, Dir alles zu berichten, was mir durch Kopf und Herz geht.

Also — höre und staune — die schöne Frau Lisa ist da! Vorgestern nachmittag, es war gerade unsere Teestunde, und wir waren alle auf der Veranda versammelt; Frau v. Heeren, ihr Sohn und ich. Da fuhr ein Wagen vor, und ihm entstieg, strahlend von Schönheit und Jugendlust: Frau v. Rother. Ungeduldig ist sie auf der Durchreise nach der Schweiz und hält sich hier ein paar Tage auf, um sich mit eigenen Augen von der Wiederherstellung „ihres lieben Wetzters“ zu überzeugen.

Mir wird das große Vergnügen zuteil, der Begrüßung zwischen den beiden beizuwohnen. Frau Lisa schien nicht übel Lust zu haben, ihren „lieben Wetzter“ zu umarmen. Wenn es dennoch nicht geschah, so lag es sichtlich nicht an ihr! Wahrscheinlich widerstrebte ihm solch Zärtlichkeitsaustausch im Beisein einer Fremden; jedenfalls blieb es nur bei einem vielsagenden Händedruck. Frau v. Rother ließ sich darauf an seiner Seite nieder und überschüttete ihn mit Liebenswürdigkeiten, duldete nicht, daß er sich von seinem Lager erhob, brachte ihm selbst den Tee — sonst für gewöhnlich mein Amt, das ich ihr aber gern überließ, — kurz, sie hatte nur Auge und Ohr für ihn.

Frau v. Heeren verhielt sich sehr ruhig. Innerlich wünschte sie die schöne Frau wahrscheinlich ins Pfefferland. Aber es wird ihr nicht viel nützen.

Mich sah Frau Lisa kaum. Ein kühles Kopfschütteln, das war alles; dann existierte ich nicht mehr für sie.

Inzwischen war unser Wagen vorgefahren, um uns zur gewohnten Spazierfahrt abzuholen. Frau v. Heeren wollte ihn erst des Besuches halber wieder fortschicken, aber Frau v. Rother duldete es nicht. Sie bestand darauf, daß wir fahren, sie würde ja die

liebe Tante noch morgen sehen, meinte sie, und eine Aufforderung mitzufahren, nahm sie auch nicht an. Sie zog es vor, „dem lieben Wetzter“ noch etwas Gesellschaft zu leisten. So fuhren wir denn allein fort, aber unsere sonst so angenehme Spazierfahrt war diesmal durchaus nicht anregend. Ich merkte Frau v. Heeren's einfüßiges Wesen wohl an, daß ihre Gedanken bei den beiden, die sie zurückgelassen, geblieben waren. Bei unserer Rückkehr zog sie sich sofort zurück; Herrn v. Heeren sah ich auch nicht, Frau Lisa schien nicht mehr da zu sein.

Ich ging auf mein Zimmer und blieb dort, bis ich zum Abendessen gerufen wurde. Als ich das Speisezimmer betrat, — es hatte geregnet und es war insfolgedessen zu kühl auf der Veranda,

wo sonst immer gedeckt war — fand ich nur Herrn v. Heeren vor. Er sagte mir, seine Mutter sei etwas abgesspannt und zöge es vor, sich etwas früher zu legen; sie nähme die Mahlzeit auf ihrem Zimmer.

Es war seit langer Zeit das erstemal, daß ich mit Herrn v. Heeren allein war. Früher hätte mir das sicher nichts ausgemacht. War ich doch oft stundenlang bei ihm in seinem Arbeitszimmer gewesen, ohne irgend welche Befangenheit dabei zu empfinden. Aber damals standen wir uns noch anders. Herr v. Heeren hatte, nachdem er aus der Zurückhaltung der allerersten Tage herausgegangen war, freundschaft-

lich, fast kameradschaftlich mit mir verkehrt. Heute ist das anders. Seiner unglaublichen Launenhaftigkeit gegenüber kann ich den rechten Ton nicht mehr finden.

Ich nahm daher ziemlich vertlegen meinen Platz ein, mit dem festen Vorsatz, mich gleich nach dem Essen zurückzuziehen. Herr v. Heeren fragte nach unserer Spazierfahrt, ließ sich erzählen, wo wir gewesen, bedauerte, daß sein Fußleiden ihn noch immer hindere, eine Wagenfahrt zu machen, da zu langes Sitzen ihn zu sehr ermüde; kurzum — ich fühlte es, er mochte lediglich deshalb Unterhaltung, damit die Mahlzeit nicht stumm verlaufen sollte. Den Nachmittagsbesuch — was ihn jedenfalls am meisten beschäftigte — erwähnte er nicht. Wahrscheinlich hielt er es nicht für passend, mit mir von seiner Ingebeteten zu reden.

Kaum war das Obst aufgetragen und der Diener hatte sich zurückgezogen, so stand ich auf.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte Herr v. Heeren.

„Auf mein Zimmer,“ erwiderte ich kurz. „Ich will noch Briefe schreiben.“



Das Seegefecht in der Nordsee. S. M. S. Panzerkreuzer „Blücher“.

...und ich bin unumgänglich notwendig. Da wäre es am Ende nicht zu annähernd, wenn ich Sie bäte, mir die Abendstunden ein wenig zu verkürzen. Sie sehen — ich bin heute ganz auf mich angewiesen. Selbst Mama läßt mich mit der Schachpartie im Stich. Wollen Sie sich nicht ein klein wenig meiner erbarmen?"

Sehr erstaunt über dieses plötzliche Entgegenkommen meinte ich ziemlich kühl:
"Wenn Sie es wünschen, so bleibe ich natürlich unten."
Er lachte kurz auf.

"Natürlich wünsche ich es — sonst würde ich's doch nicht sagen. Was soll ich denn den ganzen Abend anfangen? Meinen Sie nicht, daß ich schon tagsüber genug davon habe, wenn ich ununterbrochen lese? Denken Sie, es sei ein Vergnügen, immer nur von einem Berg von Zeitungen und Büchern umgeben zu sein?"

Das Wiedereintreten des Dieners überhob mich einer Antwort. Er führte seinen Herrn ins angrenzende Wohnzimmer, das bereits hell erleuchtet war. Was blieb mir anders übrig, als zu folgen?

Herr v. Heeren setzte sich in einen bequemen Sessel, Karl schob ihm einen Schemel unter den kranken Fuß, legte eine Decke darüber und entfernte sich wieder.

Zögernd nahm ich am Tische Platz. Du kennst mich ja, Hilde, ich gehöre an und für sich durchaus nicht zu den schüchteren Naturen. Aber diese Situation war mir doch etwas ungemütlich. Und nun — da ich mich bereit erklärt hatte, bei ihm zu bleiben, — da kam es mir vor, wie wenn Herr v. Heeren gar kein Bedürfnis hätte, sich zu unterhalten. Er sah eine ganze Weile still und nachdenklich da, und ich — ich fühlte mich namenlos befangen.

Da wandte er sich plötzlich mit rascher Bewegung mir zu und sagte ruhig, wie wenn er den Faden eines längst geführten Gesprächs wieder aufnahm:
"Sie korrespondieren, wie es scheint, sehr viel?"

"Ich schreibe wöchentlich einmal an meine Mutter und dann habe ich noch eine liebe Freundin —"

"Ah, eine Freundin —" warf er ein und sah mich dabei scharf an.

"Ja, eine Freundin," bestätigte ich, etwas verwundert über seine Unterbrechung. "Wir sind miteinander zur Schule gegangen, haben Kindheit und Jugendjahre zusammen verlebt. Sie ist seit vier Jahren verheiratet und lebt jetzt in F."

"Und hat die Heirat Ihrer Freundschaft keinen Abbruch getan? Man sagt gewöhnlich, Mädchenfreundschaften zerfliegen wie Spreu im Winde."
"Das trifft bei uns, Gott sei Dank, nicht zu. Das wäre auch ein großes Unglück für mich. Meine Freundin Hilde ist mein zweites Ich. Sie teilt alle meine Leiden und Freuden, und ist der einzige Mensch, dem ich alles, was in meinem Innern vorgeht, offenbare."

"Ah, wie interessant! Das könnte einen schon reizen, einen Einblick in diese Korrespondenz zu gewinnen."
Der spöttische Ton ärgerte mich. Bismlich hochfahrend entwortete ich:
"Ich wüßte nicht, inwiefern Sie meine Briefe interessieren könnten."

Er lächelte vor sich hin. "Meinen Sie? Nun, diese Beurteilung müssen Sie schon mir überlassen. Aber wir schweifen vom Thema ab. Mit wem korrespondieren Sie sonst noch?"
Die Frage war eigentlich etwas zudringlich. Aber ich sagte nur ruhig:
"Sonst — mit niemanden."

Herr v. Heeren sah mich gespannt an. Jetzt beugte er sich vor, so daß sein Gesicht dem meinen etwas näher kam.
"Darf ich Ihnen glauben?"
Fühlen Lones entgegnete ich:

...und ich bin unumgänglich notwendig. Da wäre es am Ende nicht zu annähernd, wenn ich Sie bäte, mir die Abendstunden ein wenig zu verkürzen. Sie sehen — ich bin heute ganz auf mich angewiesen. Selbst Mama läßt mich mit der Schachpartie im Stich. Wollen Sie sich nicht ein klein wenig meiner erbarmen?"

Sehr erstaunt über dieses plötzliche Entgegenkommen meinte ich ziemlich kühl:
"Wenn Sie es wünschen, so bleibe ich natürlich unten."
Er lachte kurz auf.

"Natürlich wünsche ich es — sonst würde ich's doch nicht sagen. Was soll ich denn den ganzen Abend anfangen? Meinen Sie nicht, daß ich schon tagsüber genug davon habe, wenn ich ununterbrochen lese? Denken Sie, es sei ein Vergnügen, immer nur von einem Berg von Zeitungen und Büchern umgeben zu sein?"

Das Wiedereintreten des Dieners überhob mich einer Antwort. Er führte seinen Herrn ins angrenzende Wohnzimmer, das bereits hell erleuchtet war. Was blieb mir anders übrig, als zu folgen?

Herr v. Heeren setzte sich in einen bequemen Sessel, Karl schob ihm einen Schemel unter den kranken Fuß, legte eine Decke darüber und entfernte sich wieder.

Zögernd nahm ich am Tische Platz. Du kennst mich ja, Hilde, ich gehöre an und für sich durchaus nicht zu den schüchteren Naturen. Aber diese Situation war mir doch etwas ungemütlich. Und nun — da ich mich bereit erklärt hatte, bei ihm zu bleiben, — da kam es mir vor, wie wenn Herr v. Heeren gar kein Bedürfnis hätte, sich zu unterhalten. Er sah eine ganze Weile still und nachdenklich da, und ich — ich fühlte mich namenlos befangen.

Da wandte er sich plötzlich mit rascher Bewegung mir zu und sagte ruhig, wie wenn er den Faden eines längst geführten Gesprächs wieder aufnahm:
"Sie korrespondieren, wie es scheint, sehr viel?"

"Ich schreibe wöchentlich einmal an meine Mutter und dann habe ich noch eine liebe Freundin —"

"Ah, eine Freundin —" warf er ein und sah mich dabei scharf an.

"Ja, eine Freundin," bestätigte ich, etwas verwundert über seine Unterbrechung. "Wir sind miteinander zur Schule gegangen, haben Kindheit und Jugendjahre zusammen verlebt. Sie ist seit vier Jahren verheiratet und lebt jetzt in F."

"Und hat die Heirat Ihrer Freundschaft keinen Abbruch getan? Man sagt gewöhnlich, Mädchenfreundschaften zerfliegen wie Spreu im Winde."
"Das trifft bei uns, Gott sei Dank, nicht zu. Das wäre auch ein großes Unglück für mich. Meine Freundin Hilde ist mein zweites Ich. Sie teilt alle meine Leiden und Freuden, und ist der einzige Mensch, dem ich alles, was in meinem Innern vorgeht, offenbare."

"Ah, wie interessant! Das könnte einen schon reizen, einen Einblick in diese Korrespondenz zu gewinnen."
Der spöttische Ton ärgerte mich. Bismlich hochfahrend entwortete ich:
"Ich wüßte nicht, inwiefern Sie meine Briefe interessieren könnten."

Er lächelte vor sich hin. "Meinen Sie? Nun, diese Beurteilung müssen Sie schon mir überlassen. Aber wir schweifen vom Thema ab. Mit wem korrespondieren Sie sonst noch?"
Die Frage war eigentlich etwas zudringlich. Aber ich sagte nur ruhig:
"Sonst — mit niemanden."

Herr v. Heeren sah mich gespannt an. Jetzt beugte er sich vor, so daß sein Gesicht dem meinen etwas näher kam.
"Darf ich Ihnen glauben?"
Fühlen Lones entgegnete ich:

Im übrigen dürfte es Ihnen wohl ziemlich gleichgültig sein, mit wem ich in Briefwechsel stehe." Beinahe hätte ich noch hinzugefügt: "Kümmern Sie sich doch um Frau Lisas Korrespondenz, — die ist gewiß interessanter als die meine."
Da fragte er auf einmal unvermittelt:
"Sind Sie in F. oft mit Assessor Reinhardt zusammen getroffen?"

Ich war sprachlos. Wie kam er auf einmal auf Reinhardt? Und was hatte das mit meinen Briefen zu tun? Ich konnte es nicht verhindern, daß mir bei dieser unvorhergesehenen Frage die Röte ins Gesicht stieg. Doch nahm ich mich zusammen und sagte möglichst ruhig:
"O ja, Assessor Reinhardt verkehrte viel in mir befreundeten Familien. Es war nur natürlich, daß wir uns oft sahen."
Eine Pause entstand. Dann sprach Herr v. Heeren langsam:
"Sonderbar. Ich hatte bei Ihrem Zusammensein in unserm Hause gar nicht das Gefühl, daß Sie sich sehr gut kennen!"
Ich schwieg, was sollte ich auch sagen?
"Und doch" — fuhr er fort — "an jenem Morgen, als ich stürzte —"

Da war es um meine Ruhe geschehen. Also hatte sich Frau Lisa nützlich gemacht! Nun, ich hätte es voraussehen können. Erregt sprang ich auf und alle Selbstbeherrschung vergebend, rief ich empört aus:
"Ich weiß nicht, was Frau Rother Ihnen gesagt hat. Aber da sie allein es war, die mich damals gesehen, kann ich wohl annehmen, daß sie Ihnen von meinem Zusammentreffen mit Reinhardt gesprochen. Es ist ja rührend, wie die schöne Frau sich für mein Tun und Lassen interessiert! Im Uebrigen bin ich weder Ihr noch sonst jemand Rechenschaft schuldig."
Damit wandte ich ihm den Rücken, trat ans Fenster und sah in die Dunkelheit hinaus. Nach einer Weile klang Herrn v. Heeren's tiefe Stimme zu mir herüber:
"Sie scheinen vergessen zu haben, daß ich an jenem denkwürdigen Morgen ebenfalls in Frau v. Rother's Begleitung war. Sie brauchen deshalb nicht zu zürnen. Ich war selbst Augenzeuge Ihrer Begegnung."
Nun, und was sehen Sie da so Besonderes?" Ich trat wieder zu ihm an den Tisch und blickte ihn herausfordernd an.
Ohne mich anzusehen, erwiderte er:
"Ich sah, wie sie sich von Reinhardt verabschiedeten. Gewiß, daß war an und für sich nichts Besonderes, aber die Art, wie es geschah, konnte wohl die Vermutung aufkommen lassen, daß sie sich näher standen, als man anzunehmen das Recht hatte."

Er schwieg einen Augenblick, wie wenn er eine Entgegnung erwartete, dann fuhr er fort:
"Daß mich das eigentümlich berührt hat, müssen Sie bei näherer Ueberlegung einsehen, denn wenn ich auch selbstverständlich nie Ihren Handlungen einen unlauteren Beweggrund unterstehen würde —"

Ich unterbrach ihn spöttisch auflachend. "O, das haben schon andere für Sie besorgt, dessen dürfen Sie versichert sein. Aber — ich sagte schon vorhin, ich gebe niemanden das Recht, sich in meine Angelegenheiten hineinzumengen, ich weiß selbst, was ich zu tun habe, und selbst wenn ich Herrn Reinhardt absichtlich getroffen hätte —"
"Marianne!"
Er schrocken hielt ich inne. Konnte dieser wehe Ausruf von Herrn v. Heeren gekommen sein? Scheu sah ich zu ihm hin. Doch er begegnete meinem Blick nicht, nur seine Stimme klang etwas gepreßt, als er wieder zu reden anfing.
"Ich weiß, daß Sie keiner schlechten Handlung fähig sind, Marianne. Davon ist hier nicht die Rede. Wenn mich damals jener Anblick erregt hat, so geschah es aus einem ganz anderen Grunde, einem Grunde, den ich Ihnen nicht angeben kann und will, wenigstens vorläufig nicht. Doch — abgesehen davon — berührte es mich peinlich, ich möchte beinahe sagen schmerzlich, daß mir die Erkenntnis ward, daß wir Ihnen trotz allem so fremd geblieben waren. Ach dachte, Sie fühlten sich im Hause meiner



Zu Graf Haejlers 79. Geburtstag.

Mutter heimlich, ich hoffte, Sie wären sich unserer Freundschaft für Sie bewußt — nun mußte ich erfahren, daß in Ihrem Leben wohl so manches ist, was Sie vor uns zu verheimlichen für gut befinden. Hätten wir eine Ahnung gehabt, daß Ihnen ein Zusammentreffen mit Reinhardt nicht erwünscht sein könnte — wir hätten Mittel sicher und Wege gefunden, es zu verhindern.“

Diese einfachen, freundlichen Worte entwaffneten mich. Schon fühlte ich meinen Zorn schwinden, und eine innere Stimme drängte mich, ihm frei und offen ein Geständnis abzulegen.

Herr v. Heeren hatte sich mühsam von seinem Sitz erhoben und stand mir jetzt gegenüber. Zum ersten Male fiel es mir auf, weldi außergewöhnlich jessende kraftvolle Gestalt er hat. Ueberragt er mich doch um mehr als Haupteslänge, und ich gehöre doch auch nicht gerade zu den Kleinen.

Auf seinen Stock sich stützend, trat er dicht an mich heran und sagte gedämpften Tones:

„Wollen Sie es mir nicht anvertrauen, Marianne, was Sie an jenem Morgen mit Reinhardt gesprochen? Sie täten mir einen großen Gefallen und würden damit alle bösen Einflüsterungen zu nichte machen.“

Diese letzten Worte warfen alle meine guten Vorsätze wieder über den Haufen. Die Anspielung auf Frau v. Rother's Verleumdung schloß mir von neuem den Mund.

Stolz mich von ihm abwendend, erwiderte ich kalt:

„Es gibt da wirklich nichts zu erzählen, Herr v. Heeren Sie scheinen mit Hilfe von Frau v. Rother's Phantasie Dinge gesehen zu haben, die gar nicht vorhanden waren.“ Dann auf die Uhr am Kamin sehend — fügte ich hinzu: „Es ist bald zehn Uhr. Ich denke, ich werde jetzt hinaufgehen; ich bin etwas müde. Gute Nacht!“

Ich trat an ihn heran und reichte ihm die Hand. Mit finsterner Miene stand er vor mir. Meine Hand schien er nicht zu sehen. „Gute Nacht!“

„Soll ich Ihnen den Diener schicken?“ fragte ich zögernd.

„O bitte, bemühen Sie sich nicht. Karl wird schon kommen.“

Darauf entfernte ich mich.

Natürlich habe ich mich nachher über mich geärgert. Mein unglückseliges Temperament war wieder einmal mit mir durchgegangen. Schließlich — er hatte es doch gut mit mir gemeint und wäre diese Frau v. Rother nicht — ah bah! er ist genau so falsch wie sie! Erst behandelt er mich wochenlang ganz wegwerfend, dann spielt er sich auf einmal als Freund und Berater auf! Er soll mich in Ruhe lassen; ich kümmerge mich ja auch nicht um seine Liebesgeschichten! Nichts desto weniger ging ich diesen Abend recht verstimmt zu Bette.

Gestern hatten wir das zweifelhafte Glück, Frau v. Rother

den ganzen Tag im Hause zu beherbergen. Als ich von meinem Morgenspaziergang heimkehrte — es war zehn Uhr — da fand ich sie schon vor, und erst am Abend verließ sie uns wieder. Sie stützte Herrn v. Heeren bei seinem täglichen Rundgang um den Garten, las ihm vor — was ich recht überflüssig fand, denn sein lahmer Fuß hindert ihn doch nicht am Lesen — kurz, sie war von aufopferndster Fürsorge. Und als ich gegen Abend mit Frau v. Heeren spazieren fuhr, blieb sie noch da, um ihrem getreuen Verehrer Gesellschaft zu leisten.

Herr v. Heeren war zu mir, wie immer. Nichts in seinem Wesen ließ darauf schließen, daß wir den Abend vorher ein so vertrauliches Gespräch geführt hatten. Er war von seinem Gast sehr in Anspruch genommen und schien in außerordentlich heiterer Stimmung zu sein. Die Scherze und Redereien zwischen den beiden flogen nur so hin und her, so daß sogar Frau v. Heeren von der Lustigkeit angesteckt wurde und öfters herzlich lachte. Ich selbst war nur bei den Mahlzeiten anwesend. Ich benutzte die freie Zeit, um meine Kleider gründlich auszubessern und scheine auch nicht vernünftigt worden zu sein.

In meiner Anwesenheit suchte Frau v. Rother ihren getreuen Better zu überreden, daß er sie einige Wochen später, wenn sein Fuß wieder in Ordnung wäre, am Genfer See treffen sollte. Sie war Feuer und Flamme für den Plan und schien ein wenig verstimmt, daß er nicht gleich zusagte. Er sagte, er müsse sich erst ganz gesund fühlen; früher könne er keine Verabredungen treffen. Ich merkte, daß diese Antwort Frau v. Heeren Freude machte. Ob sie immer noch hofft, daß aus der Sache nichts wird? Was mich anbetrifft, so glaube ich, daß die beiden längst einigt sind. Nur verstehe ich nicht recht, weshalb sie es geheim halten. Doch mag das wohl auch seinen besonderen Reiz haben.

Ich erhielt eine liebe Karte von Frau Dr. Werner, in der sie mich auffordert, sie morgen in Frankfurt zu besuchen. Frau v. Heeren hat mir sofort in freundlichster Weise für den ganzen Tag Urlaub gegeben, und ich freue mich sehr auf diesen Ausflug. Frau Dr. Werner ist eine reizende Frau, und Frankfurt kennen zu lernen, habe ich mir schon immer gewünscht.

Als Frau v. Heeren bei Tisch meines beabsichtigten Ausflugs Erwähnung tat, sagte Frau v. Rother:

„Wie geht es denn Frieda Werner? Ist sie gut verheiratet?“

Frau v. Heeren bestätigte es und lobte Doktor Werner als außerordentlich tüchtigen und feinen Mann.

„Gott, wenn ich noch an die Zeiten denke, wo Wolf, Natürlich merkte ich gleich, daß Du es dabei nur darauf abgesehen hattest, mich eifersüchtig zu machen.“



Von den Kämpfen um Verdun. Das Kirchhofstort von Damvillers nach der Eroberung durch die deutschen Truppen.



Straße in Donchery nach der Einnahme durch die deutschen Truppen.

blotte, die ihm vom Saoh geblitten, aufzuheben. Daran lag es wohl, daß sein Gesicht so stark gerötet war. Lachend meinte er dann:

„Du hast wirklich ein gutes Gedächtnis, Lisa. Daß Dir all diese Dummheiten noch nach zehn Jahren einfallen.“
 Die schöne Frau biss sich auf die Lippen. Augenscheinlich war die Antwort nicht nach ihrem Geschmack.
 Aber — wozu soll ich Dich mit all diesen Nichtigkeiten langweilen? Ich fange wirklich an klatschüchtig zu werden. Ist das der Anfang des Altjüngferntums?
 Leb' wohl, mein Schatz! Nächstens mehr!
 In Treue Deine Marianne.

Der Feigling.

Eine Erzählung aus der Kriegszeit
 von M. Blank.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Der Ruf des Kaisers hatte Martin Holländer gegen Ende seines Urlaubs erreicht; und er hatte sich dann sofort zu dem



Der österreichische Thronfolger in Berlin.

Truppenteil begeben, bei dem er gedient hatte. Für ihn war das auch am besten gewesen, denn er hatte schon vor der Stunde gebangt, wo er Marga von Tondern wieder begegnen sollte. Er durfte ja nichts hoffen! Aber so oft er sich dies auch gesagt und so oft er sich die Worte ihres Bruders wiederholt hatte, so war damit das andere Gefühl doch nicht zum Schweigen zu bringen gewesen, das sich nach den verträumten Augen, dem goldblonden Haar und nach der weichen Stimme sehnte. Ihr wieder begegnen! Der Gedanke hatte ihn während des Urlaubs immer geangstigt. Er hätte die Augen vor ihr niederschlagen müssen. Da sie jetzt auch wissen mußte, daß er als ein Feigling galt. So war er durch den Krieg fortgeholt worden und er hatte dorthin nicht zurück gemußt, wo er sich kaum zurückgewagt hätte.

Aber in diesen Kämpfen, in den Stunden im Schützengraben, während der anstrengenden Marsche war Marga von Tondern doch nicht zu vergessen gewesen; es lebte also doch etwas in ihm, das noch stärker war als alle die erschütternden, furchtbaren Eindrücke des Krieges, als dieses gewaltige Ringen, bei dem der Tod die reichste Ernte hielt. Ohne Zögern, mit dem Empfinden der Selbstverständlichkeit seines Tuns hatte Martin Hol-

12. Fe
 Niederlage
 Armee zu
 unsere Ver
 Weidung.
 Dramenflut
 worten hat
 13. Fe
 erböht sich
 Befangene
 Unlern 12
 der ostpre
 vor. Allen
 Waken red
 den Glub
 Die R
 WTB
 ormitta
 stah. 9
 die den
 zeitlich
 re, 15
 In d
 slichen
 befangen
 Deft
 its der
 peratio
 in

gewesen, mit der er die Wemur verweigert hatte, mit der er beim Obfistehen fortgeblieben war, mit der er jener Feigling geworden war; er gehorchte nur der Pflicht in sich. Die Pflicht war sein Gesetz. Deshalb hielt er jeder Gefahr im Kriege stand.
 Da hatte das Feuer der Franzosen etwas nachgelassen.
 Von Mann zu Mann ging leise der weitere Befehl: „Jetzt keinen Schuß mehr. Anschluß nach der Mitte, Seitengewehr pflanzt auf! Lautlos vorwärts.“
 Das dichte Gestrüpp ermöglichte ein unbemerktes Vorwärtskommen.
 Seitwärts rechts knatterten die Maschinengewehre, immer nach dem Untergehölz zu, das schon verlassen worden war.
 Ein Querspad wie ein Hohlweg sammelte die Truppe. Gegen dreißig Leute waren es noch, aber die entschlossensten der Kompanie, außerdem noch Bersprengte, die ihre eigene Abteilung verloren hatten, aber doch nirgends zurückbleiben wollen. Kein Kommando erklang, keine Weisung ertönte.
 Da sah Martin Holländer, daß sie den letzten Offizier verloren hatten. Da gab es kein Besinnen, da konnte nur ein rasch entschlossenes Handeln helfen.
 „Lautlos mir nach! Die Maschinengewehre müssen unser werden.“
 Ein dichtes Gestrüpp lag oben auf dem Hügelkamm; ob er besetzt war? Die kleine Truppe hatte ihn erreicht.
 Martin Holländer schlich voran, nachdem er noch die schärfste Weisung gegeben hatte:
 „Jetzt keinen Schuß, wenn nicht alles verloren sein soll.“
 Er sah, daß er mit seinen Leuten hinter die französische Schützenlinie, die sie versprengt hatten, gekommen war. Den rechten Flügel bildeten drei Maschinengewehre, die fast ohne jede Deckung standen und immer noch Tod und Verderben hinunter sandten. Martin Holländer konnte auch noch erkennen, daß ein deutscher Sturm gegen diese Schützenreihe und gegen diese Maschinengewehre bereits ergebnislos versucht worden war, denn er sah bis dicht vor den Gewehren feldgraue Gestalten liegen.
 Er aber war im Rücken.
 Martin Holländer machte eine Bewegung nach rückwärts. Seine Leute hatten ihn verstanden.
 Auf zum Sturm!
 Aber da hatten die Feinde sie entdeckt; und es waren ebenso entschlossene, tapferere Soldaten. Sie drehten die Maschinengewehre bei und wetteten auf die Stürmenden los.
 „Deckung und zielsicheres Schießen.“
 Der Ginstler stand prächtig. Wie auf dem Schießplatze wurde das Ziel gesucht; und es waren bei Martin Holländers Leuten so manche mit den Schützenschürzen. Da fiel einer nach dem andern der Bedienungsmannschaft. Dabei kamen die Stürmenden durch den Ginstler immer weiter nach vorne.
 Jetzt noch achtzig Meter.
 „Hurra!“
 Martin Holländer sprang als erster auf und mit dem gefällten Bajonett nach vorne.
 „Hurra!“ brüllten dicht hinter ihm die Tapferen. Keiner wollte ihn verlassen.
 Da waren sie schon bei den Maschinengewehren. Keiner sollte entkommen, und die drei Mordinstrumente mußten die Beute werden.



Der neue österr.-ungarische Minister des Aeußern Baron Burian in Berlin.

er eines an sich, umtammerte es und versuchte es den Gang hinunterzujürzen, damit es wenigstens nicht den Feinden zufiel.

Aber das Bajonett Martin Holländers war rascher.

Die Maschinengewehre gehörten ihnen.

Was nun?

Mehr als zwanzig tote Franzosen lagen auf dem Boden.

Und Martin Holländer gab den Gang hinunter; das Signal, daß sie im Besitze der Höhen waren; sofort kam Unterstützung herauf, während Holländer die Maschinengewehre, bei denen noch zahlreiche Munition lag, nach der Richtung dem Feinde zulehrte, der mit seinen eigenen Waffen geschlagen werden sollte.

Die Unterstützung traf ein.

Und jetzt erst schaute Martin Holländer nach den auf dem Gange liegenden Gestalten, nach den Feldgrauen, die das Stürmen bereits einmal ergebnislos versucht hatten. Waren es nur Tote? Oder gab es noch Schwergetroffene zu retten? Jetzt durfte er daran denken, da die Höhe gewonnen und auch geschützt war.

Einer richtete sich auf und schien Holländer zu winken. Es war ein Offizier.

Als Holländer herangekommen war, erkannte er das nun etwas hager gewordene, sonnenverbrannte Gesicht. Es war Fritz von Tondern; er hatte sich halb ausgerichtet und bot dem Herankommenden die Hand:

„Ich lag hier und konnte nicht fort. Ich sah daher, wie Sie die Höhe nahmen. Sie haben dadurch das Eisene Kreuz verdient. Sie haben sich als Held bewährt. Ich habe Ihnen gegenüber etwas gut zu machen.“

Martin Holländer nahm die dargebotene Hand.

„Das mußte geschehen. Kann ich Ihnen helfen?“

„Der rechte Fuß ist zweimal getroffen, der linke einmal. Ich kann mich daher nicht fort-schleppen.“

„Soll ich einen Notverband machen?“

„Das habe ich selbst schon be-sorgt. Ich muß eben warten, bis Sanitätsoldaten eintreffen.“

Aber da hatte Martin Holländer schon seinen rechten Arm unter die Schulter des Verletzten durchgezogen, griff auch noch mit der Linken zu und trug mit einer Kraft, die seine äußere Erscheinung kaum hatte vermuten lassen, den Verletzten wie ein Kind den Gang hinunter, um ihn zunächst aus der Kampflinie zu bringen, da immer noch feindliche Granaten und Schrapnells einschlugen.

„Ich habe Ihnen einmal unrecht getan.“

„Neben Sie nicht so viel!“

„Marga aber soll es wissen.“

„Ich möchte keinen Dank für etwas, was nur die Pflicht getan hat.“

„Aber ich weiß, daß Marga Sie geliebt hatte und daß dies wahrscheinlich immer noch der Fall sein dürfte. Nur ich hatte Sie zurückgewiesen, weil —“

„Weil ich zu einem Feigling gemacht worden war. Ich verstand Sie, daß ich einem Offizier nicht erwünscht sein konnte.“

„Das möchte ich gut machen. Wie sehr ich Sie nun schätze, das möchte ich Ihnen zeigen. Ich denke, wir werden das Lazarett noch erreichen, damit ich Ihnen dort die Bruderschaft wie einem besten Kameraden anbieten kann.“

Marga hatte ihn geliebt!

Nur daran dachte Martin Holländer, während er den Verwundeten noch weiterschleppte. So hatte er das noch gehört, so hatte der Krieg ihm die große Hoffnung wiedergegeben. Und Fritz von Tondern bot ihm das „Du“ an.

Nun — war der Sieg oben auf der Höhe ein doppelter gewesen; nicht nur die Maschinengewehre hatte er sich erbeutet. —

Schon sah er unten neben einer Waldddeckung die Flagge vom Roten Kreuz.



Ein Kirchgang nach den Kämpfen bei Soissons.

noch etwas habe ich dir zu bringen; vom Kaiser wurde dir das Eisene Kreuz für die Erstürmung jener Höhe und der drei Maschinengewehre verliehen. Als erster möchte ich es dir mitteilen.“

„Ich weiß nicht, womit ich es verdient hatte. Ich tat immer nur, was mir als Pflicht erschien.“

„Nicht allzu bescheiden! Im übrigen habe ich vorerst meine Aufgabe erfüllt. Das weitere magst du dir von dort sagen lassen.“ Damit trat er zur Seite.

Und nun sah Martin Holländer Marga von Tondern.

„Sie!“

Eine dunkle Röte färbte sein Gesicht; er versuchte sich aufzurichten. Da stand Marga von Tondern bereits neben ihm: „Bleiben Sie ruhig liegen. Sie dürfen sich nicht allzuviel zumuten.“

„Ich möchte Ihnen nur danken, daß Sie kamen.“

„Mußte ich es nicht? Wären Sie gekommen?“

„Ich weiß nicht, ob ich noch den Mut gehabt hätte.“

„Den Mut? Sie haben doch bewiesen, daß Sie Mut hatten.“

„Das war etwas anderes. Aber Sie fragen? Und jetzt noch, da mein Fuß gelähmt bleiben wird?“

„Stolz müssen Sie darauf sein, denn damit zahlten Sie mit am deutschen Sieg.“

Schmerz in der Hand. Wie ein Schlag war es! Dann wandte er — der Verwundete entsank seinen Armen.

Marga —

Das war noch sein Gedanke; dann verlor er das Bewußtsein.

Als ein Schwerverwundeter war Martin Holländer nach einer Anstalt in einer kleinen süddeutschen Stadt gebracht worden. Niemand hatte ihm etwas sagen können, was mit Fritz von Tondern geschehen war. Niemand wußte etwas, wie man ihn selbst aufgefunden hatte. Als ein Bewußtloser war er in einen Lazarettzug getragen worden.

Und da er zur Besinnung erwacht war, befand er sich schon im Bahnzug.

Die Verletzung war eine so schwere, daß der eine Fuß wohl für immer gelähmt bleiben würde.

Wie aber war es Fritz von Tondern ergangen? Das wußte er wohl noch alles, was dieser ihm gesagt hatte, daß er von Marga von Tondern doch geliebt worden war, daß nur der Bruder ihn abschütteln wollte — weil — weil er als ein Feigling hatte gelten müssen.

Aber jetzt? Nun blieb er für sein Leben auf dem rechten Fuße gelähmt. Da konnte Marga von Tondern für ihn wohl auch nicht mehr empfinden als Mitleid.

Daran hatte er so oft gedacht!

Auch an diesem Tage, der in das Lazarett die frohe Botschaft des zweiten Sieges des Ostarmeeführers, des bewunderten Volkshelden Hindenburg über die Russen bei Tannenberg gebracht hatte, grübelte Martin Holländer diesen Gedanken nach.

Er war so versunken, daß er gar nicht darauf geachtet hatte, daß in den Saal ein Offizier eingetreten war, der sich beim Gehen noch auf zwei Krücken stützte, und dem eine schlanke Frauengestalt nachfolgte.

Der Offizier näherte sich dem Lager Holländers; der blickte auf und erkannte den Besucher:

„Martin, ich habe Dich hier ausfindig gemacht und will mein auf dem Schlachtfeld gegebenes Wort einlösen. Willst du mir ein Bruder sein?“

Fritz von Tondern! Nur ihn sah Martin Holländer; noch bemerkte er die zweite Gestalt nicht.

„Du — so soll das wirklich geschehen?“

„Ja! Du hast es an mir verdient, als du mich fortgetragen hast, wobei du selbst eine Kugel bekommen solltest. Aber

noch etwas habe ich dir zu bringen; vom Kaiser wurde dir das Eisene Kreuz für die Erstürmung jener Höhe und der drei Maschinengewehre verliehen. Als erster möchte ich es dir mitteilen.“

„Ich weiß nicht, womit ich es verdient hatte. Ich tat immer nur, was mir als Pflicht erschien.“

„Nicht allzu bescheiden! Im übrigen habe ich vorerst meine Aufgabe erfüllt. Das weitere magst du dir von dort sagen lassen.“ Damit trat er zur Seite.

Und nun sah Martin Holländer Marga von Tondern.

„Sie!“

Eine dunkle Röte färbte sein Gesicht; er versuchte sich aufzurichten. Da stand Marga von Tondern bereits neben ihm: „Bleiben Sie ruhig liegen. Sie dürfen sich nicht allzuviel zumuten.“

„Ich möchte Ihnen nur danken, daß Sie kamen.“

„Mußte ich es nicht? Wären Sie gekommen?“

„Ich weiß nicht, ob ich noch den Mut gehabt hätte.“

„Den Mut? Sie haben doch bewiesen, daß Sie Mut hatten.“

„Das war etwas anderes. Aber Sie fragen? Und jetzt noch, da mein Fuß gelähmt bleiben wird?“

„Stolz müssen Sie darauf sein, denn damit zahlten Sie mit am deutschen Sieg.“

„Aber ob Sie sich nicht meiner schämen würden, wenn ich etwas mehr verlangen würde, wenn ich nach etwas anderem fragen könnte, ob Sie diesen Krüppel auch lieben könnten.“

Er wußte es selbst nicht, wie er das gesagt hatte. Aber nun war es gesagt.

„Ja, stolz würde ich sein, auf meinen Ritter vom Eisernen Kreuz.“

„Marga! So hat mir der grausame schreckliche Krieg den schönsten Sieg gebracht, wie er auch für unser Deutschland eine neue Zeit der reifsten Fülle und der größten Macht bringen wird.“

„Daß es so kommen möge, das walle Gott!“

Sie reichten sich die Hände, blickten sich an und verstanden sich, daß sie damit einen Bund fürs Leben schlossen, Marga von Tondern und der „Feigling“ mit dem Eisernen Kreuz.

Carmen.

Von Ruth W y s s e n b a c h - B e r n.
(Nachdruck verboten.)

Jessie Hunter war ein junges, siebzehnjähriges, sehr schönes Mädchen. Ihre wunderbaren, goldblonden, lockigen und reichen Haare kontrastierten seltsam mit ihren tiefen, nachtdunklen Augen. Dazu die vollendetste Gestalt, die man sich denken konnte. Graziös und schlank, wie sie war, dabei schön, wie der Tag, erregte sie oft den Neid ihrer Kolleginnen. Dabei war sie aber so arm, wie eine Kirchenmaus. Sie war von merkwürdiger Abstammung. Ihr Vater ein Schotte, ihre Mutter eine Indianerin.

William Hunter, Jessies Vater, war einst mit einem Gefährten in das Indianerlager verschlagen worden, wo er seine spätere Frau, eines der schönsten Indianermädchen, hatte kennen und lieben gelernt. Die Sechszehnjährige war trotz dem Verbote ihres Vaters, dem weißen Manne nach Colorado gefolgt.

Diesem Bunde waren fünf Kinder, drei Jüngens und zwei Mädchen, wovon Jessie die jüngste war, entsprossen.

Ihre Schwester Mildred war mit einem biederen Schreinermeister verlobt. Obwohl auch sie sehr schön war, konnte sie doch Jessie nicht das Wasser reichen.

Jessie war in einer großen Zigarrenfabrik Paderin. Jedoch in dem kapriziösen Köpfchen kreuzten sich turmhohe Wünsche und Gedanken, und wenn jemand diese gewußt hätte, so wäre man wohl sehr erstaunt gewesen. In dem kleinen Hirne tribbelte und krabbelte es ganz unheimlich von Unerhörtem, Unmöglichem. Zu ihren Kolleginnen sagte sie stets: „Ihr werdet sehen, ich werde nicht ewig hier sitzen und Zigarren packen, das ist mir zu langweilig. Ich werde einmal in die Welt gehen und mir das Glück suchen, darauf könnt ihr euch verlassen.“

„Ach du, mit deinen verrückten Ideen,“ erwiderte die kleine, dicke Rosie Blad.

„Nun, wetten wir,“ rief die kleine Uebermütige lech, und zeigte lachend ihre weißen, gesunden Perlenzähne.

„Ja, um was wollen wir wetten,“ sagte Elisabeth Larkin verächtlich.

„Wetten wir um hundert Dollar,“ erwiderte Jessie immer noch lachend.

„Du und hundert Dollar,“ rief Elisabeth Larkin boshaft.

„Gut, wir werden ja sehen. Ich sage euch, ich werde gewinnen und werde euch allen an meinem Hochzeitstage, sagen wir von heute in einem Jahre, jeder hier hundert Dollar schenken,“ sagte Jessie, jetzt ernst werdend.

„Wir nehmen die Wette an,“ riefen die Mädchen im Chorus.

Elisabeth Larkin aber drehte sich um und sagte bloß: „Verrückt, total verrückt.“

Jessies feinen Oehrchen war dieser Ausdruck nicht entgangen. Blitzenden Auges trat sie auf Elisabeth Larkin zu und erwiderte ebenso verächtlich: „Du allerdings wirst nie einen

bekommen, der mehr als zwölf Dollar die Woche verdient.“ Sie hatte Temperament, die Jessie.

„Und du wirst einen bekommen, der das noch nicht bekommt,“ sagte Elisabeth Larkin gekränkt.

„Ruhe, Ruhe,“ mahnten die andern dazwischen. „Wir wollen uns doch nicht um des Kaisers Bart streiten,“ sagte Rosie Blad. „Das ist ja alles Unsinn.“

Alle aber waren sich einig, daß Jessie Hunter den Spleen hatte.

Von da an grübelte Jessie Tag für Tag darüber nach, wie sie alle ihre Freundinnen übertrumpfen könnte und wie sie ihre Wette gewinnen würde.

Und eines Tages hatte sie richtig eine Idee. Eine so sinnlose, tollkühne Idee, wie sie nur eine echte Zankeetochter haben konnte. Eines Sonntags früh zog Jessie ihre schönste Bluse, es war eine weiße Spachtelbluse, an, die sie vorzüglich kleidete, dazu den schönen, schwarzen Kostümrock, den sie sich nach langem Sparen für vierzehn Dollar gekauft hatte, und ging zum Photographen. Es war der erste der Stadt.

Ihre ganzen Ersparnisse gingen dabei flöten, aber die Bilder, die sie acht Tage später in Händen hielt, waren so unübertroffen, daß Jessie beinahe einen Freuden sprung auf der Straße riskiert hätte. Die Passanten schauten dem schönen, selbglächelnden Mädchen verwundert nach, das in Gedanken die kühnsten Luftschlöffer baute, die ihre Kolleginnen doch ganz anders als verrückt bezeichnet hätten.

Dann kam wieder eine Woche der Arbeit für Jessie, aber sie tat ihre Pflicht fröhlich und mit großer Zuversicht.

Am Freitag hatte sie einen Posten der teuersten, allerfeinsten Zigarren zu packen. Und in einer dieser auserwählten Kisten, die sich nur sehr reiche Amerikaner zu rauchen gestatten durften, bugsierte sie, ehe sie diese schloß, fest schloß, ihr liebliches Konterfei, samt Adresse hinein.

Keines der jungen Mädchen hatte auf das Manöver Jessie Hunters geachtet. So hatte sie unbemerkt diese unerhörte Tat begehen können, die ihr schwere Strafe, wenn nicht gar Entlassung zugezogen hätte, wenn es an den Tag gekommen wäre.

„Nun, Schicksal, gehe deinen Gang,“ flüsterten die süßen Mädchenlippen.

Es war noch kein Jahr vergangen, da fuhr eines Tages ein Automobil vor der Fabrik, in der Jessie beschäftigt war, vor und demselben entstieg ein junger, vornehmer Amerikaner.

Dieser ließ sich sofort bei dem Direktor melden. In dessen Kontor hatte er eine lange, sehr ernste Unterhaltung mit diesem, und dessen Ende war, daß endlich Jessie Hunter geholt wurde.

„Was mag es gegeben haben,“ rief Rosie Blad ängstlich. „Weiß Gott, was sie angestellt hat,“ erwiderte Elisabeth Larkin hämisch, denn sie beneidete Jessie schon lange wegen ihrer Schönheit; sie selbst mit ihrer dicken Nase und mit ihren Sommer sprossen war nichts weniger als hübsch, und sie hätte Jessie das größte Unglück, ja sogar ihre Entlassung gegönnt.

Als aber Jessie nach langer Zeit, rot wie eine Wahnblume, lachend und das Glück in den schönen Augen, wieder auf der Bildfläche erschien, da schauten die jungen Mädchen sie ganz verdutzt an.

Was war geschehen, dachten alle. Jessie aber weidete sich noch eine Weile an den entgeisterten Gesichtern ihrer Kolleginnen, dann aber kam es wie ein Sturzbach über ihre Lippen.

„So,“ sagte sie, „die erste Hälfte meiner Wette, liebe Kinder, habe ich schon gewonnen. Teile euch mit, daß ich mich soeben mit dem Millionär Georg Jefferson aus Baltimore verlobt habe. Der Herr ist eigens von Baltimore hierher gefahren, um mich zu freien,“ sagte Jessie recht boshaft, sich an Elisabeth Larkin wendend.

„Du bist übergeschnappt, Jessie,“ sagte diese nur. „Zieh uns doch hier nicht auf, mit deinen Schrullen.“



Das Einrücken ins Quartier nach der Schlacht bei Soissons.

„...immer noch von ihm...“
 „...immer noch von ihm...“
 „...immer noch von ihm...“

„...aber ob Sie sich nicht...“
 „...aber ob Sie sich nicht...“
 „...aber ob Sie sich nicht...“

„...aber keine Spur, es ist...“
 Und um der Wahrheit die Ehre zu geben, trat jetzt der Direktor in den Saal auf Jessie zu und tat so höflich und lebenswürdig, wie man das gar nicht an ihm kannte.
 Die jungen Mädchen wurden noch erstaunter und endlich fingen sie an, das Unerhörte zu glauben.
 „Fräulein Hunter, nachdem Sie hier Abschied genommen und Ihre Sachen gepackt haben, erwarte ich Sie in meinem Kontor. Sie haben zwar für den ganzen Monat Kontrakt, aber Mr. Jefferson hat eine so große Abstandssumme für Sie hinterlegt, daß ich Sie entlassen muß. Sie waren stets eine fleißige, tüchtige Arbeiterin, die ich nur ungern gehen lasse, aber ich will Ihrem Glücke nicht im Wege stehen,“ sagte der Direktor im Weggehen freundlich. Das kleine Mädchen, das einen solchen Staatsstreich gewagt, imponierte ihm.
 Triumphierend schaute sich Jessie gleich einer Königin im Kreise um. Endlich kamen die Kolleginnen auf sie zu, um ihr zu ihrem Glücke zu gratulieren.
 „Wie hast du das nur angestellt,“ fragte Rosie Black neugierig.
 „Allein, Jessie gab ihr Geheimnis nicht kund.“
 „Du gehst also wirklich jetzt von hier fort, Jessie,“ sagte Rose traurig, denn sie war noch die Aufrichtigste von allen und nicht neidisch.
 „Ja, ich gehe und an meinem Hochzeitstage erhält jede von euch hundert Dollar, wie ausgemacht ist.“

...erhalten genannt, das nach dem Tode ihrer Eltern zu...
 erbt. Diese hat beim Anblick der Geldsumme bitterlich geweint und gesagt: „Das sind die Apfelsinen, die Zuckerbullen, die Puppen, die Bälle, nach denen ich als Kind so sehnüchlich ausgeschaut und die ich nie erhielt.“
 Man kann alles zu weit treiben, und wenn die Sparsamkeit zur Last, zum Hemmnis wird, so ist sie kaum mehr eine Tugend zu nennen. Gewiß sollen Kinder zur Sparsamkeit angeleitet werden, aber sie darf ihr Gemüt nicht bedrücken.
 Die weiße Sparsamkeit ist eine Kunst, die man aus Liebe zum Hauswesen erlernt. Man muß beobachten, vergleichen und Wert auf kleine Dinge legen, die Verwertung der Reste, die manche Neuanschaffung unnötig machen. Was alles läßt sich in einem Haushalte ersparen. Bei den Lebensmitteln sowohl wie bei den Kleidungsstücken. Es würde zu weit führen alles in Einzelheiten aufzuführen, hauptsächlich möchte ich doch über die Anleitung zur Sparsamkeit bei Kindern sprechen. Zunächst sollen diese angehalten werden, ihre Sachen zu schonen, sind es nun ihre Kleider, ihre Schuhe, ihre Schulsachen oder ihre Spielsachen. Dann lehre man sie, aus Unscheinbarem noch etwas zu machen. Z. B. man kaufe eine Puppe nur mit dem Hemdchen bekleidet und sage: „Nun wollen wir sie ausstaffieren.“ Dazu wird jedes kleine Mädchen bereit sein. Jeder Haushalt hat seine Kladde. Darin finden sich Restchen von Weiß- und Wollzeug und der Stopfresten ergibt farbige Wollrestchen. Höschen, Röschchen, Mäuschen, Kleidchen und Schürzchen, alles kommt aus den unscheinbaren Resten zustande. Habt ihr schon mal so ein kleines Mädchen für ein armes, unbekleidetes Puppenkind nähen sehen? Es arbeitet mit dem ganzen Eifer einer zukünftigen Hausmutter. Die Kinder haben ein feines Gefühl dafür, daß im Hause nichts umkommen darf. Sie nehmen jeden Knopf, jede Nadel auf und bringen sie an ihren Platz. Das Beispiel der Eltern ist die beste Belehrung. Nicht eine Bürde darf die Sparsamkeit sein, sondern eine Freude, sie darf kein bedrückendes Gefühl im Herzen der Familienmitglieder wachrufen, denn es würde den Kindern ihre Jugend und ihre Freude vergällen.



Kettungsarbeiten der Soldaten und Feuerwehrlente in Sora.

Spruch.

Die Menschen müssen husten, wenn ihnen etwas Unrechtes in die Kehle kommt; müßten sie aber auch husten, wenn ihnen etwas Unrechtes aus der Kehle kommt, so wäre des Hustens gar kein Ende.

Unsere Bilder.

Sie zählte die Mädchen, es waren fünfzehn im ganzen.
 „Also fünfzehnhundert Dollar,“ sagte sie großartig, aber sie hatte von dieser Summe keine blasse Ahnung.
 Das Jahr war noch nicht ganz um, da war Jessie Hunter Mrs. George Jefferson, eine der schönsten und reichsten Damen von Baltimore.
 Die beiden liebten sich bald abgöttisch. Dann machten sie große Reisen, nach Europa und Japan, und George Jefferson schmückte seine kleine, entzückende Frau mit dem Schönsten, was die Welt bieten konnte. Er war total vernarrt in Jessie.
 kamen sie im Gespräch auf die Zigarrentiste zu reden, dann lachten beide wie toll.
 Und George sagte: „Du Racker, solche Sachen machst du?“
 Jessie aber fing an zu schmolten und dann küßte Georg seine junge Frau, bis sie wieder lachte und wieder gut zu ihm war.

Sparsamkeit bei Kindern.

Von Erika Walden.
 (Nachdruck verboten.)

Sparfam sein! Diese Worte treffen so manche Hausfrau. Fast jede Frau des Mittelstandes ist mehr oder weniger gezwungen, Sparsamkeit zu üben. Wie nun sollen Kinder zu dieser Tugend angeleitet werden? Kürzlich hörte ich eine Dame äußern, daß in manchen Häusern ein solches Sparsamkeitssystem herrsche, daß es die Kinder förmlich bedrücke. Immer wurde ihnen vorgehalten „sparen, sparen“, nie gab es ein kleines Geldstück zu einem unschuldigen Vergnügen. Die Dame erzählte, sie habe ein älteres

deutschen Panzer-Geschwaders kam es am 24. Januar zu einem Gefecht mit englischen Streitkräften. Hierbei wurde nach vorläufigen Nachrichten ein englischer Schlacht-Kreuzer in den Grund gebohrt; aber auch auf deutscher Seite ist ein Verlust zu beklagen, da der Panzerkreuzer „Blücher“ gesunken ist.
Zu Graf Haefelers 79. Geburtstag. Am 19. Januar 1915 feierte Graf Haefeler, der älteste Feldmarschall der deutschen Armee, in seinem Quartier in Cornay in Frankreich seinen 79. Geburtstag. Seine Soldaten hatten es sich nicht nehmen lassen, sein Quartier einfach und schlicht zu schmücken und dem Tage dadurch eine besondere Weihe zu geben.
Ein Kirchgang nach den Kämpfen bei Soissons. Wir sehen hier unsere Soldaten, die ein so überaus unchristliches Handwerk auszuüben gezwungen sind, in ihrer freien Zeit den Gottesdienst besuchen. Sie sind vor der Kirche in Neufchatel am Sonntag nach den Kämpfen bei Soissons aufmarschiert und haben im Gotteshaus Gott für die siegreiche Schlacht und Erhaltung ihres Lebens gedankt.
Das Einrücken ins Quartier nach der Schlacht bei Soissons. Müde und hungrig kehren die Soldaten nach der Schlacht in ihre Quartiere zurück und froh kann sich jeder preisen, der als Nachtquartier noch ein Haus zugewiesen erhält und nicht im Unterstande des Schützengrabens oder in Erdhöhlen von den schweren Kämpfen ausruhen muß.



Ernst und Scherz.

Sprüche.

Dir ist dein Haupt umkränzt mit tausend-jährigem Ruhm;
Du hebst den Tritt der Unstreblichen
Und gehst doch vor vielen Landen her —
Ich liebe dich, mein Vaterland.

Klar das Auge,
Stark die Hand,
Treu dir selbst,
dem Vaterland,
Lieber brechen,
als sich schmiegen,
So muß Recht
und Rechtes
liegen.

Das Erdbeben in Mittelitalien.

Von der schweren Erdbebekatastrophe in Mittelitalien sind nach und nach noch viele erschütternde Einzelheiten bekannt geworden, und es scheint leider, daß die ersten Angaben über die Opfer an Toten und Verletzten eher zu niedrig als zu hoch gegriffen waren, da man aus einer ganzen Reihe entlegener und verkehrsarmer Abzweignorte, die fast völlig zerstört sind, erst nach Verlauf mehrerer Tage Nachricht erhielt. Die Rettungsarbeiten durch Militär und Gendarmerie gestalteten sich sehr schwierig, da ganze Berge von Schutt und Trümmern fortzuräumen waren.

Der Stammbaum Hindenburgs. Ein altmärkischer Familienforscher, Oberpfarrer Wollesen, hat in einem Schreiben an den Schriftleiter des Vereins „Hercold“ darauf hingewiesen, daß in einem kürzlich erschienenen Artikel über die Familie von Benedendorf und Hindenburg, der sich auf die diesbezüglichen Angaben des Gothaischen Taschenbuches stützt, Unstimmigkeiten enthalten seien, insofern als dort das Geschlecht von Benedendorf als ein altmärkisches, aus der Gegend von Salzwedel stammend, bezeichnet wird. Generalleutn. v. Bardeleben hat die Angelegenheit eingehend geprüft; nach seinen Ermittlungen sind zwei Geschlechter ähnlichen Namens zu unterscheiden: die von Benedendorf, welche aus dem gleichnamigen Ort bei Salzwedel stammen, auch in Salzwedel selbst ansässig waren und urkundlich bereits im 13. Jahrh. erwähnt werden. Ihr Wappen zeigt im gepalteten Schild einen halben Adler, hinten drei Rosen. Dagegen gehören die von Benedendorf mit einem Widder- oder Büffelkopf im Schilde zum alten Adel der Neumark, wo ihr Stammgut

klüden (Alt-Klüden) im Kreis Arnswalde liegt. Auch in Pommern, Sachsen und Ostpreußen erwarben sie reichen Güterbesitz. Johann Otto Gottfried von Benedendorf, dessen Großmutter eine von Hindenburg, dem Letzten des Geschlechts, erbte dessen preussischen Güterbesitz und erhielt am 2. Januar 1789 die preussische Erlaubnis, Namen und Wappen der von Hin-

teilt. Daß Graf Schmettow von seiner Reikunst nichts eingeblüht hat und sein Pferd auch mit einer Hand zu meistern versteht, geht aus einer Feldpostkarte hervor, auf der er der Sportwelt folgendes mitteilt: „Ich bin nach meiner Verwundung bei der Gardereitkavalleriedivision, wo ich meine linke Hand verlor, seit Anfang November wieder draußen und nun zweiter Adjutant bei einem Armeekommando. Mit einer von mir erfundenen Einrichtung macht mir jetzt auch das Reiten keine besondere Schwierigkeiten.“

Begünstigt.

Füsilier Krause hat mit einigen Kameraden beim Vordringen im Osten eine feindliche Patrouille abgefangen. Beim Rücktransport stellte es sich heraus, daß einer der Wolga-Denkels etwas Deutsch radebrecht. Krause fragte ihn aus, und der Russe erzählt seine Kriegsabenteuer:

„Ich schon zweites Krieg, was ich mach mit. Hab' ich gestanden in japanisches Feldzug unter Kuropatkin. Bin ich geworden gefangen. Jetzt hab' ich gestanden unter Kennelamp, bin ich auch geworden gefangen. Zweimal gefangen. Glid! Glid!“

Das versenkte Orchester.

Hänschen hatte von seinen Eltern die Erlaubnis erhalten, das Theater zu besuchen. Bei seiner Heimkunft wird er gefragt, wie es ihm gefiel. „O, es war sehr schön und kriegsmäßig sogar die Musik spielte im Schützengraben!“

Eigennütziger Patriotismus. Schuldner (ärgert sich zum Gläubiger, der die Rechnung vorzeigt): „Wie, da sind Sie auch noch immer? So ein kräftiger gesunder Mann wie Sie, der müßte doch längst im Felde sein!“

Rätsel.

Die Erste entsteht durch Störung der Richtung,
Die Zweite durch jede dramatische Dichtung,
Das Ganze durch eines Ganzen Vernichtung.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Kettenrechnung.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Geleg. vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur: L. Kellen, Bredeley (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess'n (Ruhr).



Im Freien lagernde Einwohner von Avezzano.



Notzelt einer der Katastrophe entronnenen Familie in Avezzano.

denburg mit dem seinigen zu vereinigen. Die von Hindenburg, ursprünglich Altmärker, waren auch in Pommern und Preußen begütert. Das redende Wappen zeigt im Schilde eine Hindin (Hirschkuh) vor einem Baum.

Der einhändige Adjutant. Der deutsche Herrenreiter Rittmeister Graf Schmettow erlitt bald nach Beginn des Krieges eine Verwundung, die zur Abnahme seiner linken Hand führte. Nach seiner Genesung bewarb er sich darum, neuerdings im Kriege verwendet zu werden, und er wurde trotz seiner verminderten Diensttauglichkeit als Adjutant einem Armeekommando zuge-